



Die Jahre der Annie Ernaux

Eine Spurenlese.

von Karlheinz Rossbacher

Auf dem Einband von Annie Ernaux' Buch *Die Jahre* stehen Kurzinformationen: Es sei ein bemerkenswertes Gesellschaftsportrait, ein großartiges Zeitdokument, ein sehr persönliches Buch, eine Zeitreise in eine Kindheit und Jugend in Frankreich, eine Möglichkeit, das Erzählte auf das eigene Leben zu beziehen. Das sind keine großen Reklameworte, vielmehr seriöse Neugierigmacher. Im Jahre 2022 erhielt Annie Ernaux den Nobelpreis für Literatur. *Die Jahre* (2008, dt. 2017) haben daran wesentlichen Anteil.

Auf der Schiene der historischen Hintergründe zieht uns Ernaux in den Ablauf ihrer Lebenszeit. Soziografisches verwebt sich mit Historiografischem, lese ich bei dem Frankreich-Kenner Johannes Willms. Ich entdecke erstaunliche Parallelen und fühle mich an vielen Stellen veranlasst, auf den Spuren von Ernaux' Jahren meinen eigenen nachzugehen, zumal ich, wie sie, im Jahre 1940 geboren bin. Ich folge gerne ihrem erzählenden „Man“ und fühle mich damit besser ins Lesen einbezogen, als wenn ich einem subjektiven „Ich“ zu folgen hätte. Später im Buch reflektiert Ernaux diese für sie wichtige Frage. Ein Ich ist ihr *zu beständig, eng, fast schon zu beklemmend*.

Die Geschichte mit Leben füllen

Bevor Ernaux mit ihrer Kindheit beginnt, lesen wir einige Seiten, die den Eindruck erwecken, als habe sie einen Zettelkasten aufs Papier gekippt. Vorher, auf dem Vorsatzblatt, warnt sie: *Alles, was wir für ernst, bemerkenswert und wesentlich halten, wird mit der Zeit vergessen sein oder unwichtig erscheinen*. Ja, das ist wohl so, schließt aber nicht aus, dass eine Schriftstellerin das, was sie für sich persönlich als wesentlich und zugleich für geschichtsträchtig hält, rechtzeitig vor dem Vergessenwerden aufzeichnet. Das hat Ernaux getan, und sie will *in einem individuellen Gedächtnis das (...) kollektive Gedächtnis finden und so die Geschichte mit Leben füllen*. Das ist ihr gelungen, auf eine Weise, die mich dazu anregt, persönliche Assoziationen, auch sehr weit gespannte und aufgefächerte, dazuschalten. Ich betrachte *Die Jahre* als Helfer, um mich meiner eigenen Jahre zu besinnen. Es geht also im Folgenden nicht um eine Interpretation oder eine wertende Buchbesprechung, sondern um Gedanken oder Gedankenketten, die mir beim Lesen des Buchs in den Sinn

gekommen sind: einerseits persönliche, andererseits historische Abläufe und manchmal auch inhaltliche Gegensätze. Spuren, die auf nur Französisches abheben, ziehe ich nur begrenzt heran.

(An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass Ernaux im gegenwärtigen kriegesischen Konflikt im Nahen Osten Partei ergriffen hat: gegen die „Jerusalem Erklärung zum Antisemitismus“ (JDA) und die Militäraktionen, mit denen die Regierung Israels die palästinensische Terrororganisation Hamas bekämpft. Erwähnt werden muss auch, dass im Buch, das 2008 in Frankreich erschienen ist, sich keine antisemitischen Parteinahmen finden.)

Erst am Ende des Buches spricht Ernaux über die Tausenden von Notizen, die sie, mit ihrem Eintritt in den Ruhestand, für dieses Buch zu verarbeiten begonnen hat, für das sie den Begriff Auto-Archäologie geprägt hat. Sie will *ihren Aufenthalt auf der Erde dokumentieren, in einer gegebenen Epoche, die Jahre, die sie durchdrungen haben, die Welt, die sie allein dadurch, dass sie gelebt hat, in sich abgespeichert hat*. Das erfordert fürwahr viel archäologische Grabungsarbeit und viele Notizen. Ihre Sammelfreude, ihr Wissen und ihre Gedächtnisbreite sind beeindruckend.

Ich gehe durch Ernaux' Buch als ein Flaneur des Lesens. Ich knüpfe assoziativ an das für mich besonders Markante an, an Sätze oder kurze Absätze (die angeführten Ziffern bezeichnen die jeweilige Buchseite), lasse dabei vieles unerwähnt. Ab der Hälfte der Jahre, die Ernaux ausbreitet, werden die Lücken größer. Wer sich mit autobiografischem Schreiben befasst, weiß, dass die frühen Jahre eines Lebens für das persönliche Erzählen besonders ergiebig sind.

Die filmische Erinnerung

9: *Das tränenüberströmte Gesicht von Alida Valli, die in „Noch nach Jahr und Tag“ mit Georges Wilson tanzt*. Diesen Film aus dem Jahr 1961 kenne ich nicht, wohl aber den Film *Der dritte Mann* aus dem Jahr 1949, in dem die damals international bekannte italienische Schauspielerin Alida Valli die Freundin des Schwarzmarkthändlers und Penicillin-Verfälschers Harry Lime (Orson Welles) ist. Schauplatz ist das vom Zweiten



Das Wiener Kanalsystem: Hier spielte der „Dritte Mann“.

Weltkrieg schwer gezeichnete Wien. Die Kriegsfolgen hat die Stadt schon längst überwunden, aber wenn ich jetzt von unserer kleinen Wohnung im sechsten Gemeindebezirk auf die Rechte Wienzeile blicke, sehe ich ein Einstiegshäuschen. Dort gelangt man hinunter in das riesige Wiener Kanalnetz, in dem der Film *Der dritte Mann* mit dem Tod von Harry Lime zu einem dramatischen Ende kommt. Die Schlusszene auf dem nebligen Wiener Zentralfriedhof zeigt das Begräbnis des Harry Lime, an dem nur Anna Schmidt (Alida Valli) und aus der Distanz Limes früherer Freund Holly Martins (Joseph Cotten) teilnehmen. In einer einprägsamen Schlussequenz geht Alida Valli in einer langen Kamera-Einstellung von Weitem auf Joseph Cotten zu und, ohne ihn anzusehen, an ihm vorbei und weg. So ist mein Blick auf den Einstieg ins Wiener Kanalsystem eine Vergegenwärtigung dieses Filmklassikers. Gattungsgeschichtlich gehört er zum Genre des „film noir“.

12: *Molly Bloom, die im Bett neben ihrem Ehemann liegt, an ihren ersten Kuss denkt und ja, ja, ja sagt.* Das ist der Schluss des Romans *Ulysses* von James Joyce, die letzten Worte des berühmten inneren Monologs der Ehefrau des „Ulysses“ Leopold Bloom. Der Mann ist Annoncenakquisiteur und kreuzt am 6. Juni 1904 einen Tag lang durch Dublin, so wie Odysseus nach dem Fall Trojas zehn Jahre durch das Mittelmeer irrt. Ich erinnere mich, am Anfang dieses über siebzig Seiten langen Monologs etwas holprig gelesen zu haben, denn er läuft ohne Satzzeichen ab. Wir denken nicht in ganzen Sätzen. Joyce will nahe an den sogenannten Bewusstseinsstrom heran: *Ja, und dann hat er mich gefragt ob ich will ja sag ja meine Bergblume und ich hab ihm zuerst die Arme um den Hals gelegt und ihn zu mir niedergezogen dass er meine Brüste fühlen konnte wie sie dufteten ja und das Herz ging ihm wie verrückt und ich hab ja gesagt ja ich will ja.*

14: Wer kennt nicht die unvermittelte Frage: *Wo waren Sie am 11. September 2001?* Vor dieser Frage steht bei Ernaux nichts, was darauf vorbereitet, und danach nichts, was weiterführt. Ich kann jedoch auf diese Frage genaue Auskunft geben: Ich saß zu Hause an meinem Schreibtisch, arbeitete

an einem halbfertigen Buch und dachte um Viertel vor drei Uhr, es wäre Zeit für einen anregenden Tee. Mit der Tasse vor dem Fernseher sitzend, sah ich den Einschlag eines Flugzeuges in einen der beiden riesigen Türme des World Trade Center in New York, kurz nachher den zweiten. Ich war sozusagen live dabei. Ich sah, wie Menschen in schwindelnder Höhe aus den Fenstern sprangen. Eine der Gestalten wurde zurück an die Außenwand geweht und fiel dann in zwei Hälften weiter in die Tiefe. Obwohl gleich nachher auf dem Bildschirm die Wiederholungsschleifen begannen, wurde diese Sequenz nicht noch einmal gezeigt. Die Bilder, auf die ich startete, machten das ganze Geschehen nicht sofort wirklicher, sondern erst allmählich. In einem nervzerrenden Immer-und-immer-Wieder war zu erfassen, was da an Unfassbarem geschehen war. *Für die Wenigen, die nicht am selben Tag davon gehört hatten, blieb der Eindruck, sie hätten eine Verabredung mit dem Rest der Welt verpasst.*

Kriegskind

19: Mit Annie Ernaux teile ich den Geburtsjahrgang 1940. Sie schreibt über ein Foto von sich und gibt das Jahr 1941 an: *Ein Kleinkind mit Babyspeck, Schmolllund und einer dunklen Haartolle sitzt halb nackt auf einem Kissen, das auf einem Holztisch liegt. (...) Dieses Stück aus dem Familienarchiv – es muss 1941 entstanden sein – kann man nur als ritualisierte Inszenierung einer kleinbürgerlichen Einführung in die Welt lesen.* Vor mir liegt ein Foto von mir, ebenfalls aus dem Jahre 1941, eine Parallele mit Gegensätzen: Kleinkind ja, Babyspeck eher nicht, Schmolllund nein, dunkle Haartolle ja, auf einem Kissen nein, Holztisch nein. Sondern: Ich sitze in einem Kinderwagen. Nach damaliger Mode, anders als heute, hatte er kleine Räder und einen bauchigen Rumpf. Bei Ernaux steht nichts über ihre Patschhändchen, in meinen hingegen sehe ich einen Spielzeugpanzer, wahrscheinlich aus Bakelit, das laut Internet ein besonderes Griffgefühl vermittelt. Ich sehe recht fröhlich drein, ohne zu wissen, was ich da in der Hand habe. Mit Ernaux gefragt: Ist es eine ritualisierte Inszenierung einer kleinbürgerlichen Einführung in die damalige Welt? Ja. Und warum ins Weltkriegsjahr 1941 zu datieren? Weil hinter mir ein Ribiselstrauch blüht und weil ich ein Jahr später, bei der nächsten Ribiselblüte, nicht mehr in diesem Kleinstkinderwagen gesessen bin. Und warum überhaupt ein Panzer? Weil, Zweiter Weltkrieg, die deutschen Panzer sich bereits über große Teile Europas wälzten, auch über Annie Ernaux' Frankreich. Wer mir das Ding in den Wagen gelegt hat? Vielleicht irgendein kriegsbegeisterter Witzbold. Meine Mutter gewiss nicht.

24: Der Krieg ist vorbei. *Blindgänger, die bei der Entminung übersehen worden waren, explodierten den Jungen beim* >>>



Spiele in den Händen. Die Zeitungen druckten Warnungen: Fassen Sie keine herumliegende Munition an. Mein Bezug dazu: In einem Nachbarort fand ein Bub, jünger als ich und entfernt verwandt, auf einer Wiese eine Blindgänger-Granate. Sie explodierte in seinen Händen, er verletzte sich schwer an einer Hand und verlor ein Auge. Er meisterte dieses Lebenshandicap auf eine stille, unauffällige Art, absolvierte ein philologisches Doktoratsstudium und fand bei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eine Anstellung als Dialektforscher. Die Leute wussten gehörigen Respekt zu erweisen. Ich heute noch.

27: *Die Schuljahre waren eine mythische Vorzeit, ein viel zu kurzes goldenes Zeitalter, in dem der Lehrer wie ein strenger Gott geherrscht und mit dem Eisenlineal auf Finger geschlagen hatte.* Schuljahre als Vorzeit ja, mythisch nein, goldenes Zeitalter nein. Der Lehrer meiner einklassigen Schule, mit sechs- bis vierzehnjährigen Mädchen und Buben in einem Klassenzimmer, sechzig an der Zahl, herrschte zwar, aber nicht wie ein strenger Gott. Und da war auch kein Eisenlineal für Schläge auf die Finger, sondern hie und da ein Stöckchen von einem Haselstrauch. Immerhin.

28: *den Eltern gehorchen, Schläge auf den Hinterkopf bekommen, und wehe, man gab Widerworte.* Mein Vater kam aus dem Krieg nicht zurück, Schläge teilte meine Mutter nicht aus, aber doch verbale Strenge, wenn ich ihr Widerworte lieferte. Bei uns hieß das „Hinterreden“, Zurückreden, das letzte Wort behalten. Ich praktizierte diese frühe Einübung in selbständiges Denken nicht oft, aber doch manchmal.

30: Männer trugen immer irgendetwas Schweres auf den Schultern, *ein paar Bretter, einen Kartoffelsack ...* Das konnte damals noch nicht meine Sache sein. Hingegen: *sich die Kaffeemühle zwischen die Oberschenkel oder das Knie klemmen.* Das nahm ich meiner Mutter gerne ab, denn mir gefiel das: Im kleinen Behälter der Kaffeemühle oben wurden die Bohnen immer weniger, in der kleinen Lade unten der gemahlene Kaffee immer mehr. Bohnenkaffee in der Nachkriegszeit, damit war höchst sparsam umzugehen. Vielleicht hat sich die Kaffeemühle deshalb so lange in meinem Gedächtnis gehalten.

31: Eine Mahnung, die auf Ernaux' kleine Lebensverhältnisse verweist: *kein Brot wegwerfen, denn jedes Korn kommt von Gott.* Eine Erinnerung aus der Tiefe der Jahre, überliefert von meiner Mutter: Ich soll an einem Sommerabend über ein leuchtendes Abendrot gesagt haben: „Der Herrgott tut Brot backen“. Auf eine erstaunte Nachfrage soll ich geantwortet haben, es heiße ja: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ Ich dürfte mich dabei an die Backtage im Haus meiner Tante erinnern haben, an das zuerst lodernde Feuer im Backofen, bevor es zu Glut wurde und die oberhalb eingeschnittenen Teiglaibe „eingeschossen“ wurden. Nachher kamen sie

mit krustiger Rinde wieder heraus, und der Anschnitt, das „Scherz!“, schmeckte besonders gut. Ein Hinzugegebenes: Rahm abschöpfen und sammeln, dann im Butterfass zu goldgelber Butter rühren.

32: Stolz und Kränkung einer aus der Provinz stammenden Familie: *nur weil wir vom Land sind, sind wir noch lang nicht blöd.* Auch das kenne ich. Ein zu Alltagszynismus neigender Onkel, Mann meiner Lieblingstante, mit dem sie in Klagenfurt, der Hauptstadt des Bundeslandes Kärnten, nicht sehr glücklich lebte, sah unsere Besuche, es waren ohnehin eher seltene und kurze, nicht gar so gerne. „Ah schau, unsere Land-, äh: Landsleute!“ Solche Art von Begrüßung bleibt im Gedächtnis, ob man will oder nicht.

Familie und Dorfleben

29: Annie Ernaux hat ihre unzähligen Erinnerungsnotizen auf meisterhafte und nie langweilige Weise verarbeitet. Ich sehe, wie schon erwähnt, zahlreiche persönliche Parallelen mit ihr, der Nobelpreisträgerin. Auch bei uns gab es, wenn auch nicht häufig, größere Familienessen, *inmitten von Gelächter und Zwischenrufen, „das Leben ist kurz, lasst es uns genießen!“* Danach Gesangsrunden, und wir Jungen sollten durchaus mitsingen: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, / pflücket die Rose, eh sie verblüht!“ („Weil“ heißt hier „derweil“, während.) So erfuhr ich früh, dass ältere Menschen anders über die Dauer des Lebens nachdachten als ich, denn ich hatte den größten Teil meiner Zukunft noch vor mir. Stimmführender, wohltonender Tenor in der Singrunde war ein Verwandter, der im Krieg den linken Unterarm verloren hatte. Den Stumpf in einer Prothese stützte er beim Singen auf den Tisch, und mir kam immer in den Sinn, dass seine kräftige Stimme und die vielen Lieder, die er auswendig konnte, etwas mit diesem seinem Körperhandicap zu tun haben mussten. Er, der Kriegsinvalid, brachte es fertig, sich singend des Lebens zu freuen. Er starb, bevor eine Jukebox, Marke Wurlitzer, im Gasthof meiner Tante das gemeinsame Singen sozusagen abdrehte. Manchmal denke ich mir, dieser Mann habe, derweil sein Lämpchen im Verglühen war, ein Lied im Kopf gehabt.

36 f: *Im Juli fuhr die Teilnehmer der Tour de France durchs ganze Land, und man pinnte in der Küche eine Michelin-Karte an die Wand und verfolgte die Etappen.* Das kannte ich, nur war es bei uns die weniger spektakuläre Österreich-Rundfahrt, die Tour d'Autriche, wie manche Reporter meinten sagen zu müssen. Die Organisatoren achteten darauf, dass jedes Bundesland auf einem Teilstück durchfahren wurde. Die Etappe zog sich von Salzburg über die Großglocknerstraße, wo es die begehrte Wertung zum „Glocknerkönig“ zu erringen gab, hinunter nach Süden. Vor einem Bahnschranken am Wörthersee warteten wir, in der Badehose, auf die Tour.



Manchmal senkte sich der Schranken gerade dann, wenn die Tour daherkam. Aus dem langgezogene Fahrerfeld wurde dann ein stehender Pulk, und die Fahrer an der Spitze verloren ihren Vorsprung, fluchten wohl auch. Die anderen freuten sich.

36 f: *Das Leben der meisten Menschen spielte sich in einem Umkreis von fünfzig Kilometern ab.* Ernaux erzählt, wie sich in diesem Umkreis die Sehnsüchte der Menschen nach weit draußen richteten, nach Paris vor allem, auf die Champs Élysées, aber nicht nur, es ging auch kleiner. *An Sommerabenden, nach einem langen staubigen Ferientag, ging man zum Bahnhof und beobachtete die Reisenden, die aus den Fernzügen stiegen, die Glücklichen, die anderswo gewesen waren (...), die Lourdes-Pilger.* Lourdes: Im überwiegend katholischen Dorf meiner Kindheit gab es eine Frau, unverheiratet, der man die Frömmigkeit, die man ihr ansah, auch glaubte. Einmal legte sie ihr Ersparnis zusammen und fuhr nach Lourdes, entschlossen, ihre Gläubigkeit noch mehr zu stärken. Sie, die für gewöhnlich nicht viel redete, kam enttäuscht zurück und verschwieg nicht, sogar uns Protestanten gegenüber nicht, ihre Enttäuschung: Menschenmassen, deren sich der Gnadenort kommerziell annahm, Sakralbetrieb, der auf die Geldbörsen abzielte, auch auf die der Kranken und Gelähmten, der Lärm, die öffentliche Frömmerei in großem Maßstab: Das alles war zu viel für sie. Hingegen waren unsere Sehnsüchte nach Weite weniger anspruchsvoll und richteten sich, wenn wir auf die Bergkette im Süden blickten, nach Italien. Wir wussten: Dahinter liegt, Luftlinie wenige Kilometer, das Friaul, die Gegend des billigen Weins und der preiswerten Mortadella.

38 f: *Man bewegte sich zu Fuß fort oder per Rad, mit gleichmäßigen Bewegungen, die Männer mit gespreizten Knien und Klammern um die Hosenbeine, die Frauen mit Röcken, die sich straff über dem Po spannten, in einer geraden Linie durch die Straßen. Stille war unser Hintergrundgeräusch und das Fahrrad das Maß für die Geschwindigkeit unseres Lebens.* Das Fahrrad, ich hatte lange Zeit keines, war tatsächlich das Maß für die Bewegung von hier nach dort, die Hosenträger waren die Lösung gegen die Tücken der geschmierten Fahrradkette, das Achterfahren auf der wenig befahrenen Straße brachte mehr Prestige ein als das Geradeaus: je enger die Achterkreise, desto mehr Ansehen, besonders wenn Mädchen zuschauten, aber so taten, als schauten sie nicht.

39: Gar manche Kinderkrankheiten konnten daherkommen, in Ernaux' Frankreich ebenso wie in meinem Österreich. Ernaux zählt sie auf: Keuchhusten, Röteln, Windpocken, Mumps. Bedenklich waren vor allem die Masern. Ich fing sie als Erster ein, lag lange Tage zu Hause in einem abgedunkelten Zimmer. Lesen war schon deshalb nicht möglich, abgesehen davon, dass der Arzt es untersagt hatte. Ich lernte im Halbdunkel den Plafond des Zimmers und die Langeweile gründlich kennen.

Aber dann war ich als erster meines Schuljahrgangs wieder auf dem Damm und saß alleine in meiner Bank, rundum einige leere Bänke. Der Lehrer setzte mich zum nächsthöheren Jahrgang, ich übersprang die betreffende Schulstufe und blieb dort. Aber ich büßte meinen Vorsprung wieder ein, als der Schularzt meiner Mutter den Rat gab, mich, den recht Grazilen, wie er es formulierte, doch noch das vorgesehene Jahr in der Volksschule zu belassen und erst ein Jahr später als Zugfahrschüler in die Hauptschule zu schicken. Ich verlor also das Jahr wieder und empfand das nicht als besonderen Schaden.

41 f: *Der Wiederaufbau schritt voran, sogar auf dem Lande. Die Produkte tauchten auf wie im Märchen (...)* *Bic-Kugelschreiber, PVC-Böden, Hemden, Anzüge und Kleider aus Polyester.* Die Hemden aus Polyester – ein Kapitel für sich. Man konnte sie im Waschbecken waschen, dann abtropfen und trocknen lassen. Das empfahl sich nach jedem Tragen, denn der Polyester speicherte Schweißgeruch, der sich bei bloßem An-die-Frischlucht-Hängen nicht verflüchtigte. Trotzdem zählten diese Hemden, genannt Nylonhemden, zunächst zum Fortschritt, verschwanden aber bald. *Die Produkte tauchten auf wie im Märchen, plötzlich und unerwartet.* Zum Beispiel auch die gelben Kreppsohlen. Ich sah sie zum ersten Mal an den Schuhen eines Schulgenossen im Internat, mit dem zusammen ich, wie man es nannte, „privat“ gehen wollte, raus aus dem Schülerheim. Die Vermieterin bekochte uns zu Mittag, und wir schätzten die Freiheit, die ein Haustorschlüssel verlieh. Aber das Privatzimmer war klein, und bald gingen wir einander auf die Nerven. Ich vermute, dass der Schulgenosse auf eine vertrackte Weise mir die Schuld zuschrieb, dass er, trotz Kreppsohlen, von kleinerem Wuchs war als ich. Er zog bald aus und zurück ins Internat, und ich hatte das Zimmer solo.

45 f: *Die Religion gab dem Leben einen offiziellen Rahmen und rhythmisierte das Jahr.* Meine Mutter sah es gerne, wenn meine beiden Brüder und ich an Sonntagen mit ihr in die Kirche gingen. Nach dem Gottesdienst, als die Gemeinde noch auf dem Vorplatz beisammenstand und vom Pfarrer per Handschlag verabschiedet wurde, sagte sie, die Kriegswitwe, wenn sie jemandem vorgestellt wurde: Und das ist mein Ältester, das mein Mittlerer und das mein Jüngster. Wir halfen ihr also, das Leben als Witwe zu ertragen. Das Minimum an Kirchgang war: einer der beiden Weihnachtsfeiertage, besser beide, der Karfreitag als höchster Feiertag der Protestanten, der Ostersonntag, eventuell auch der Ostermontag, der Pfingstsonntag, Christi Himmelfahrt. In der Diaspora in Österreich, anders als im überwiegend katholischen Frankreich der Annie Ernaux, hatte die Religion als Rhythmusgeber für das ganze Jahr eine andere Bedeutung. In Frankreich: *Es galt nur die katholische Religion, die anderen Religionen waren falsch oder wurden nicht ernst genom-*

>>>



men. Eine falsche Religion: Dem katholischen Pfarrer unseres Dorfes fiel es in gewissen Abständen ein, über die Ketzer, das waren also wir wenigen Protestanten, von der Kanzel herunter tüchtig herzuführen. Das berichteten uns dann die Schulgenossen am Montag. Wir verbreiteten, als eine Art trotziger Gegenwehr, die Behauptung, Konfirmandenunterricht für Protestanten sei fordernder als Firmunterricht für Katholiken. Der Beweis war etwas forciert, aber immerhin ging es um Latein: Wir – und unsere katholischen Altersgenossen eben nicht – hatten im Religionsunterricht die Namen der Sonntage des Kirchenjahres herzusagen, rund um Ostern zum Beispiel *Misericordia domini*, *Septuagesima*, *Oculi*, und am einprägsamsten, *Quasimodogeniti*. Von dieser Bezeichnung liefen später meine Assoziationen wiederum zu *Quasimodo*, dem hinkenden Glöckner von Notre Dame im gleichnamigen Film von 1939, verkörpert von Charles Laughton, dazu die schöne Maureen O'Hara. Im Übrigen glaube ich, jene lateinischen Sonntagsnamen deshalb im Gedächtnis behalten zu haben – überflüssigerweise, so sehe ich es heute –, weil sie fremd und gestelzt klangen. Latein auf dem Dorfe.

50: Ruhe, Ordnung und Strenge nicht nur in der Schule. Sex war die große Angst der Gesellschaft, er lauerte überall, in tiefen Ausschnitten, engen Röcken, im Nagellack, in schwarzer Unterwäsche, im Bikini, in der Koedukation, in dunklen Kinosälen, in öffentlichen Toiletten, in Tarzans Muskeln, in Frauen, die rauchten und die Beine übereinanderschlugen, im Zurückstreich des eigenen Haars im Unterricht. Es war die große Zeit der Kinoplakate. Eines kündigte den italienischen Film *Bitterer Reis* an, und wegen dieses Plakats ging ich auf einem kleinen Umweg in die Schule: Silvana Mangano steht aufrecht in einem Reisfeld, sie trägt ein loses Kopftuch,



Titelbild der DVD

eine knapp sitzende Bluse und anregende Shorts. Der Film war mit Jugendverbot belegt, aber irgendwie schaffte ich es eines Tages in den Kinosaal. Das Plakat zeigte, wie Silvana Mangano ein Lied singt, das sich trotzig gegen den Arbeitsaufseher richtet, und die anderen Arbeiterinnen, im Wasser gebückt und Reispflanzen setzend, wiederholen es ebenso trotzig. Ich hatte dann noch lange Zeit, in der Schulbank sitzend,

andere schlug und rauchte, ist mir nicht mehr präsent. Sie starb, noch nicht sechzig Jahre alt, an Lungenkrebs.

Jugend in den Fünfzigerjahren

53: Ende der Fünfzigerjahre: *Eine diffuse Freude ergriff die Mittelstandsjugend, man organisierte „Partys“, erfand eine neue Sprache, sagte „bescheuert“, „stark“ und „toll“.* Partys natürlich, Plattenspieler ja, aber nicht mehr für die Schellacks, sondern für die Fünfundvierziger und die Langspielplatten. Eine neue Sprache? Bescheuert nein, stark eher nicht, toll ja. (Dies die Übersetzung.) Am deutlichsten erinnere ich mich an „genehm“: Das Wort war für uns ein Gesprächsecho aus dem Antikriegs-Film *Die letzte Brücke* (1954) mit Maria Schell und Bernhard Wicki. Schauplatz ist der Balkan, Wicki („Boro“) ist Anführer eines Partisanentrupps. Er entführt Dr. Helga Reinbeck (Maria Schell), eine deutsche Ärztin, weil sein Kampftrupp dringend medizinische Hilfe benötigt. Wicki tut deshalb alles, um der Ärztin diesen Dienst zu erleichtern. Wenn er ihr einen Gefallen erweist, fügt er hinzu: „Ist genehm, Doktor?“ Wir verwendeten das leichthin als Gesprächsfloskel: Der Film vorgestern: sehr genehm. Gestern Abend Spaziergang mit der Edith: sehr genehm. Wenn man jemandem eine Hausaufgabe zum Abschreiben überließ: Ist genehm, Doktor.

*Man suchte verzweifelt nach Vorbildern für seine Generation. Man begeisterte sich für Gilbert Becaud und die zerschlagenen Stühle bei seinem Konzert. Zerschlagene Stühle bei Becaud? Doch wohl eher beim Amerikaner Bill Haley, dem Mann mit der Stirnlocke, Galionsfigur des von Amerika einströmenden Rock'n'Roll, bei dessen Konzerten es ohne die – im Lauf der Zeit einkalkulierten und ritualisierten – Sitzmöbelschäden im Saal nicht abging. Ich begeisterte mich, ein wenig später, für den sanfteren Gilbert Becaud, der von „Nathalie“ sang. Das Lied, so höre ich es heute, klang nach Aufweichung des Kalten Krieges. Ein Franzose, vielleicht sang Becaud über sich selbst, wird von einer blonden russischen Studentin namens Nathalie durch Moskau geführt. *La Place Rouge était vide ...* Der Rote Platz, darauf der Schnee wie ein Teppich, Schokolade im Café Puschkin, das Lenin-Mausoleum, nüchterne Sätze über die Oktoberrevolution, Gespräche mit einer Gruppe von Studierenden in Nathalies Zimmer an der Universität, über Moskau, über die Champs Elysees. Nathalie dolmetscht, dann entfernen sich die anderen Studierenden, und dann – nichts mehr über die Oktoberrevolution, nichts mehr über das Lenin-Mausoleum, auch nichts mehr über das Café Puschkin, sondern ... Ja, und eines Tages wird er ihr Paris zeigen.*

59: ... *diskutierte man über (...) den Sputnik und über die Frage, ob die Amerikaner oder die Russen als Erste auf dem*



Mond landen würden. Nicht nur darüber diskutieren, sondern einen Satelliten hören konnte ich auf einer Klassenfahrt nach Wien im Herbst 1957, im Rahmen des subventionierten Programms „Österreichs Jugend lernt Wien kennen“: Wir sahen vor Telefonzellen kleinere Menschenschlangen stehen. Eine bestimmte Nummer war zu wählen, dann hörte man das Piep-Piep des neuen Himmelskörpers namens Sputnik. Sputnik, so war zu erfahren, ist russisch für Trabant. Er löste im Westen den Sputnik-Schock aus: „Die“ sind also weiter als „wir“. Unser Stadtführer war ein Wiener mittleren Alters; er hörte, und er war nicht der Einzige, die Piepse nicht gerne. Denn es war erst drei Jahre her, dass in der in Zonen geteilten Stadt die russische Militärbesatzung aus seinem Wohnbezirk abgezogen war. Und nun waren die Russen wieder da, wenn auch weit oben. Aber besser weit oben, als im Gemeindebezirk herunteren.

63: *Das Feld des Begehrens und der Verbote wurde immer größer.* Ernaux las das Buch *Bonjour Tristesse* der jungen Französin Françoise Sagan heimlich. Ich las es, als ich das Buch endlich irgendwie in die Hände bekam, schon deshalb, weil der Jesuitenprediger Pater Leppich, wie ein fahrender Sänger, oder besser gesagt, Schreier durch die Lande ziehend, zu Tausenden Hörern unter freiem Himmel über den allgemeinen Sittenverfall zeterte, den er bei Sagan witterte. Das machte uns, als Folge seiner eifernden Mahnreden, erst recht neugierig.

63: *Lieder, die auf Englisch gesungen wurden, strahlten eine rätselhafte Schönheit aus. Dream, love, heart waren reine Wörter ohne praktischen Nutzen. Elvis Presley, Bill Haley, Armstrong und die Platters verkörperten die Zukunft, eine neue Zeit, sie sangen nur für uns, die Jugend, mit ihnen ließ man den altmodischen Geschmack der Eltern hinter sich.* Amerikanische Dominanz in der Populärmusik war unüberhörbar. Vier Männer und eine Frau, african-american, bildeten eine sehr eingängige Vokalgruppe: Die Platters. Der voluminöse Bass, ausgerechnet der Schwächteste der Gruppe, sang *You never know*, der Tenor sang *Yes, I'm the great pretender*. Die anderen sangen eingängige Akkorde dazu. War eine Tanzparty bereits etwas fortgeschritten, musste auf jeden Fall *Only you* kommen, der Inbegriff von cheek-to-cheek. Ernaux übertreibt nicht, die Songs strahlten eine rätselhafte Schlager-Schönheit aus. Übrigens vermisste ich in Ernaux' Aufzählung Harry Belafonte. *This is my island in the sun* hätte ich auf jeden Fall erwartet. Obwohl sich darin ein nicht aufgelöster Widerspruch auftut zwischen der Sehnsucht nach einer karibischen Insel, verkörpert durch die betörend-heisere Stimme Belafontes, und dem Schweiß, den es kostet, unter einer Sonne, die herunterbrennt – *sun comes down with a burning glow* –, schwere Feldarbeit zu leisten.

80: *Das Kofferradio machte auf bislang unbekannte Weise glücklich, man war allein und in Gesellschaft zugleich und*

hatte freien Zugang zum Lärm und zur Vielfalt der Welt. Nicht jeder hatte ein Kofferradio, ich hatte keines, also konnte ich die Musik nur zusammen mit Schulgenossen und -genossinnen genießen. In meiner Erinnerung ist es deshalb untrennbar verbunden mit Sonne, Wasser, Badesteg und zum Beispiel Freddy mit der Gitarre und, wenn schon nicht mit dem Meer, so doch mit dem grünblauen Wörthersee. Der Marsch aus dem Film *Die Brücke am Kwai*, den Ernaux im Sommer nach ihrem Abitur vernahm, erklang auch bei uns, brachte ins leicht Wehmütige bei Freddy ein wenig Martialität. Sie galt, wie uns ein Geschichtslehrer auf unsere Bitte hin erläuterte, dem Abschied Großbritanniens von kolonialer Größe.

Revolutionen

105: Es wird deutlich, wo Annie Ernaux im Sommer 1968 stand, als Frankreich das Land der Studentenunruhen war. *Man identifizierte sich mit den steinewerfenden Studenten, die kaum jünger waren als man selbst. (...) Die Zustimmung für die heißen Nächte von Paris kam aus unserem Inneren, aus unterdrückten Bedürfnissen und langen, kräftezehrenden Jahren der Unterordnung.* Ich verfolgte das gefiltert im österreichischen Fernsehen. Aber es gab auch bei uns direkte „Äkschen“, einige Unruhen und Streiks an den Universitäten, besonders in Wien, aber von der weit um sich greifenden Studentenbewegung mit dem Ziel einer Revolution der Gesellschaft gab es in Österreich doch eher nur schaumgebremste Aufgüsse. In Salzburg machte eine von Studenten initiierte Aktion landesweite Schlagzeilen. Ein losgelassenes, fröhlich quiekend über den Residenzplatz galoppierendes Schweinchen brachte die Reihen der zu einer Angelobung angetretenen Bundesheerkompanie gehörig durcheinander, am 26. Oktober, dem Nationalfeiertag.

Die Assoziationen laufen, wohin es sie zieht. Die Studentenbewegung von 1968 in Österreich hat eine historische Analogie, mit Studenten und Schriftstellern in vorderster Reihe. *Freiheit in Krähwinkel*, eine „Posse mit Gesang“ des großen Satirikers Johann Nestroy, wurde im Juli 1848 in Wien aufgeführt. Die Hauptstadt vibrierte damals einer bürgerlichen Revolution entgegen, Staatsminister Metternich war bereits zurückgetreten, trotzdem zog sich's mit der Revolution, zu deren erfolgreichem Abschluss es nicht kam. Nestroy lässt im Stück die Zuschauer nach Frankreich blicken, denn dort tue sich was, sagt der Zeitungsredakteur namens Ultra. „Alle Revolutionselemente, alles Menschheitsempörende, was sie wo anders in großem haben, das haben wir Krähwinkler in kleinem“, und er zählt unter anderem auf: ein absolutes Tyrannerl, ein Zensurerl, Staatsschulderln weit über unsere Kräfte. Kurz: Die Zeit sei reif für ein Revolutionerl. Dazu kam es eben nicht. In den Verkleinerungsformen nahm Nestroy ihr Scheitern im Herbst 1848 vorweg.

>>>



https://geschichte.univie.ac.at/de/



Studenten-Demonstration gegen die Hochschulpolitik, 1970

Dagegen Frankreich 1968: Annie Ernaux schildert sich nicht als Mitakteurin der zum Teil gewaltsam verlaufenden Unruhen, aber doch als heftige Sympathisantin, die die Vorgänge in Paris als Antwort auf unterdrückende Aktionen des Staates sieht – gegen den Algerienkrieg ebenso wie gegen die Befreiung von Zwängen, die der Jugend auferlegt waren: *die ehrfürchtige Stille in den Hörsälen*, gegen Polizeiwillkür ebenso wie gegen die Unterdrückung von aufmüpfigen Diskussionen und sexuellen Bedürfnissen. Und: *Man sah und hörte Dinge; die man noch nie gehört oder gesehen hatte: offene Türen allenthalben. Lehrer und Schüler, Junge und Alte, Angestellte und Arbeiter redeten miteinander, und im Gespräch verschwanden wie durch ein Wunder Abstände und Hierarchien. (...) Jeder, ob intellektuell oder nicht, durfte sprechen und wurde gehört, solange er nur einer benachteiligten Gruppe angehörte.* Unüberhörbar die Nostalgie und auch die Trauer über einen anders verlaufenden Gang der Dinge, und hineingemischt auch die Müdigkeit der Lehrerin Ernaux, die sehen muss, wie ihre pädagogischen Bemühungen wenig Früchte tragen. Sie kann schwer ihre Empörung darüber verbergen, dass Eltern ihrerseits sich darüber empören, dass sie als Lehrerin ihre Schüler und Schülerinnen dazu anhält, J. D. Salingers Roman *Der Fänger im Roggen* zu lesen. Dieser Roman kam ab den Fünfzigerjahren aus den USA, wo er ein literarischer Leitfaden für aufmüpfige Jugendliche geworden war, in unsere Breiten herüber. Noch Jahre später fand ich in der Bordbibliothek des Linienschiffes „Constitution“, unterwegs von Genua nach New York, ein zerlesenes Exemplar. *Anders denken, sprechen, schreiben, arbeiten.* Holden Caulfield, der junge Held des Romans, denkt anders und spricht anders. Er nimmt mit scharfem Gehör Menschen wahr, die unecht sprechen und handeln. *Wir fanden, man müsse alles ausprobieren – auch eine eigene neue Sprechweise. Was hatte man schon zu verlieren (...) Man kam aus dem Hinterfragen nicht mehr heraus.* Das tut auch Holden auf seine Weise. Er verlässt die Internatsschule und entdeckt, dass viele Menschen ihn mit ihrem aufgesetzten („phony“) Gehabe enttäuschen. Lediglich in seiner kleinen Schwester Phoebe, deren Name auf das Altgriechische verweist – „die Strahlende“, „die Helle“ –, findet er einen unverfälschten Menschen. Dass im Übrigen bei

uns, anders als bei Ernaux, Junge und Alte, Angestellte und Arbeiter, Lehrer und Schüler viel miteinander redeten – und auch aneinander vorbei –, nahm ich kaum wahr.

„Fortschritt“ und Konsum

Ernaux hatte einige Seiten zuvor registriert: In den Jahren der steigenden Möbelproduktion ersetzten viele Familien ihren alten, gediegen handwerklich gefertigten Holztisch durch einen mit Resopalplatte. Es fanden sich alsbald clevere Händler, die den Bauern die alten und nicht gerade pflegeleichten Holztische billig abkauften, sie ein wenig bearbeiteten, und die dann, als robuste bäuerliche Truhen, Kästen, Tische und andere ländliche Möbel modischen Einzug in die Wohnungen des Mittelstandes hielten, ihre Profite machten. *1968 war das erste Jahr einer neuen Zeitrechnung.* Waren es in den Zeiten des Wirtschaftsaufschwungs der 1950er Jahre „die Leute“, die Elterngeneration, die ihren alten, handgefertigten Holztisch gegen einen mit Resopalplatte getauscht hatte, so war es nun, zwanzig Jahre später, anders: Nun gehörte Ernaux zum „man“, wenn sie schreibt: *Der Konsum löste die Ideale von 1968 ab (...). Anfang der Siebzigerjahre saß man an lauen Sommerabenden in großer Runde um einen Bauertisch herum, der beim Antiquitätenhändler stolze tausend Francs gekostet hatte, und atmete den Geruch nach trockener Erde und Thymian.* Ich kenne das, wovon Ernaux spricht: Da war zwar nicht ein Bauertisch, aber ein großer, bemalter Bauernschrank zu erwerben. Er stand etwas tief in die Quadratmeter unseres Wohnzimmers hinein. Die Aufschrift 1776 mochte zwar nicht stimmen, aber der Schrank stand trotzdem einige Jahre, bevor wir ihn dann, weil er uns doch zu raumgreifend war, wieder verkauften.

122: Das Heimkino: Ernaux empfand es als verstörend, sich selbst gefilmt zu sehen: *Die eigenen Bewegungen waren einem fremd, man sich selbst auch.* Das lasse ich unkommentiert, denn ich habe mich noch nie gefilmt gesehen. Aber mit dem, was sie in der Folge schreibt – *Die eigene Stimme auf Tonband zu hören war schrecklich* –, verhielt es sich anders. In meinem Studium der Anglistik an der Universität Wien gab es einen Lehrbeauftragten, der uns half, unsere Aussprache zu verbessern. Er bat uns an sein Tonbandgerät, und wir sprachen, für die meisten von uns eine Premiere, ein paar Strophen von Rudyard Kiplings Gedicht *Norman and Saxon* aufs Band. Warum gerade Kipling, der großbritannische Chauvinist, der so nebenbei dem normannischen Eroberer Wilhelm huldigt, und warum gerade dieses Gedicht? Ich weiß es nicht mehr. Aber die eigene Stimme auf Tonband zu hören, war durchaus nicht schrecklich, sondern aufschlussreich: *My son, said the Norman baron, / I'm dying and you will be heir/ To all the broad acres of England, / That William gave me for my share, / When we conquered the Saxons at Hastings, /*



And a nice little handful it is. Eine sehr nützliche Erfahrung: Beim Abspielen des Tonbands hörte ich, weil von außen, meine Aussprachemängel. Und auch: *And a nice little handful it is.* Damit konnte man sich das britische Understatement und die rhetorische Figur der Ironie gut ins Gedächtnis verankern, denn etwas mehr als eine nette Handvoll waren die geschenkten Ländereien doch wohl. Und noch ein anderer Nutzen: Ich kam mir vor, als blickte ich von außen durch ein offenes Fenster auf mich, an meinem Schreibtisch sitzend und übend. *Man gewann an Selbsterkenntnis und verlor an Unbekümmertheit.* Und der Aussprache tat es gut.

Die Schönheit und das Leid der Welt

254 f: Am Ende des Buches stehen wieder, wie am Anfang, einzelne Sätze, so als ob Ernaux noch einen weiteren Zettelkasten aufs Papier gekippt hätte: *Ich stützte mich auf die Schönheit der Welt / Und hielt den Geruch der Jahreszeiten in meinen Händen.* Auf solche Weise zu lesen, dass die Welt schön ist, ist schön, und ich glaube wieder einmal an die Kraft von Metaphern. Aber da ist auch Ernaux' letztes Wort: *der Blick der schwarzen Katze, als sie nach der Spritze einschlief.*

Als unsere Tochter noch klein war, hatten wir eine schwarze Katze, die wir sehr liebten, die aber, als sie in die Jahre kam, wegen mehrerer Gebrechen eingeschläfert werden musste. Das war nun durchaus nicht ein Teil der Schönheit der Welt, auf die man sich stützen konnte. Unsere Tochter verlor vielleicht ein Stück Unbekümmertheit, gewann aber an Lebens- und Selbsterkenntnis. Und die Jahreszeiten haben weiterhin einen Geruch.

Dazu fügt sich das letzte Notat der Annie Ernaux. Es ist ein Vorsatz, dem man, wenn man in die Jahre kommt, gerecht werden sollte, und es ist ein Motto im Nachhinein für ein lesenswertes Buch: *Etwas von der Zeit retten, in der man nie mehr sein wird.*

Karlheinz Rossbacher, geb. 1940 in Waidegg, Kärnten, studierte Germanistik und Anglistik an den Universitäten Wien, Innsbruck und an der University of Kansas in Lawrence/USA; 1966 Dr. phil.; 1976 Ao. Univ.-Prof.; 1994 O. Univ.-Prof. an der Universität Salzburg. Emeritierung 2008.